

Brief von Ferruccio Busoni an Philipp Jarnach (Paris, 7. Oktober 1923)

L Ph J es müsste heute der 7. Oktober sein, am Tage nach dem Empfange Ihres lieben Briefes, für den ich Ihnen danke. Mir ging es von Tag zu Tag zusehends besser, bis ich mir vorgestern, bei einem heftigen Umschlagen des Wetters, einen Schnupfen holte. – Der Kopf beginnt sich zu verdicken und meine Nase sich aufzuweichen; wie die Quelle, die aus dem harten Gestein fließt. – Ich muss heute auf das Straßen schlendern verzichten: ein Vergnügen, das dem Spaziergänger durch das ewige Aufpassen auf die Automobile stark beeinträchtigt wird. Es gibt deren etwa 300.000, und sie sind alle in Bewegung. Von Berlin erhalte ich mehrere pessimistische Berichte, und ich kenne einen Teil der Übelstände aus persönlicher Bekanntschaft. – Sie geben sie alle zu, mit Ausnahme der Hindemithes, die sie ehrenhaft verteidigen. – Ich bin mir bewusst, dass ich bei meinem Urteil das Kind mit dem Bade ausschütte; aber mit Zugeständnissen – so habe ich erfahren – verliert die Behauptung im Gewicht. Nur schroff hingestellt [...] übt sie Eindruck aus, wie das eben bei Ihnen der Fall wurde. Aber verwahren muss ich mich dagegen, dass Sie von einer Einstellung bei mir sprechen, aus deren Winkel ich die Sachen sehe. Einstellung wäre Parteinahme, Spezialisierung oder Eigensinn. Aber auch diese vermöchte nicht die Umwelt zu einem Trümmerhaufen zu machen, da ich sie bereits als solchen vorfinde. Es gibt ja doch kein einziges vollkommenes Beispiel in der Tonkunst. Darum kann man nur das Anerkennen, das das Vorhandene überholt oder neue fruchtbare Versuche bringt; oder das Bestreben verrät, eines dieser beiden Ziele zu verfolgen. – Talent spreche ich ihrem Schützling ohne Weiteres zu; aber dieses ist erst die Grundbedingung dafür, dass man Künstler werde. Wieder komme ich mit Mozart, der bekanntlich sich die härtesten Sorgen um die Lösung jeder Frage machte und wahrhaftig nicht weniger begabt gewesen ist als unser musikfreudiger Kollege; der komponiert mit derselben Selbstverständlichkeit, wie ein Hund bellt und ein Hahn kräht. Und das nennen Sie Einstellung! Was ich bedauere, ist das Wesen, das man um den komponierenden Bratschisten macht; und das ihn in dem Glauben an seine erreichte Meisterschaft bekräftigt: womit ich eigentlich es besser mit ihm meine als seine Anstauner.

Ein Frauentanz von Weill ist mir unbekannt. Die Produktivität dieses Jungen ist überraschend, bei seiner spröden Ader und der umständlichen Arbeit. Die Einfälle sind – wie Sie sagen – häufig, aber versteckt und angedeutet, so dass nur Unsereiner sie entdeckt und bewundert. Er – Weill – scheint sich nicht bewusst zu sein, wenn er an der rechten Stelle ist; sondern schreitet über sie hinweg, wie über Sand und Gestein, wozwischen hübsche und eigenartige Blüten sprießen, die er nicht zertritt, aber auch nicht pflückt, bei denen er sich nicht verweilt. Sein Reichtum ist groß, seine Wahl vorläufig unaktiv. Man beneidet, und möchte helfen. – Aber er kommt von selbst auf das Richtige! – Die ewige Frage: Ist er noch im Werden, oder schon bei seinem Höhepunkt?

Der Größte ist im Werden bis zu seinem Tode, und er lässt noch unerfüllte Erwartungen zurück. Die Arrivés sind zu bedauern, und man fragt sich verzweifelt, ob man nicht zu ihnen gehört ...

So endet, ohne Schluss, dieser Brief, der Ihnen und Frau Barbara die freundschaftlichsten Grüße meldet.

Ihr Busoni
Paris, 1923.